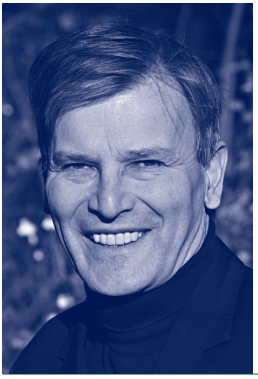

DER ZENSURREFLEX[1]

GÁBOR DEMSZKY

Geboren 1952 in Budapest. 1970–76 Studium an der Staats- und Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Eötvös Loránd Universität Budapest. Wegen Teilnahme an politischer Organisationstätigkeit verklagt und für ein Jahr von der Universität verwiesen (Juradiplom 1976). 1978–81 zweites Studium an der Fakultät für Soziologie. 1988–89 Studium an der Columbia University, New York. 1990–2010 Oberbürgermeister von Budapest. Veröffentlichungen: *Keleti éden: szamizdat apámnak* [Das Paradies im Osten]. Budapest: Noran, 2008; *A szabadság visszahódítása* [Die Rückeroberung der Freiheit]. Budapest: Új Mandátum Könyvk, 2001; (Hg.) „Szamizdat 81–89." *Hírmondó*. Budapest: AB-Beszélő Kft, 1990. – Adresse: Netherlands Institute for Advanced Study in the Humanities and Social Sciences. Meijboomlaan 1, 2242 PR, Wassenaar, Niederlande.
E-mail: demszkyg@gmail.com

Der Schatten der Verdächtigung fällt in Osteuropa immer auf das gedruckte Wort. Zensur ist zur Routine geworden, ein Pawlow'scher Reflex. Es ist typisch, dass sie sogar ohne Befehl von oben funktioniert. In diesem Reflex lebt der Wille des Staates fort; und tatsächlich funktioniert routinierte Zensur auch ohne einen zentral geführten Willen weiter. Diese Geschichte handelt von der Budapester Inkarnation des komischen Film-Gendarmen Louis de Funès und seinem routinierten Reflex.

1 Auszug aus meinem Buch *Elveszett Szabadság: Személyes Történelem [Die verlorene Freiheit: Eine persönliche Geschichte]*. Budapest: Noran Kiadó, 2012, das am Wissenschaftskolleg im akademischen Jahr 2011/12 fertiggestellt wurde.

Die Szene spielt auf einem der Budapester Boulevards, der nach einem Theoretiker des Kommunismus benannt ist. Die baumbestandenen Straßenränder sind auf beiden Seiten dicht mit Autos zugeparkt. Die Straßenlaternen kämpfen auf verlorenem Posten gegen die Dunkelheit, und die schwüle Sommerhitze verheißt Regen. Es ist zehn Uhr abends; die Straße liegt verlassen. Wir schreiben das Jahr 1987.

Ohne lange darüber nachzudenken, fahre ich über die durchgezogene weiße Linie und parke meinen alten, klapprigen VW auf der falschen Straßenseite. Ich öffne den Kofferraum vorne und nehme einen Sack frisch gebundener Bücher raus: den ersten Roman von Milan Kundera im ungarischen Samizdat. Kaum bin ich ein paar Schritte gegangen, als eine uniformierte Gestalt aus der Dunkelheit auftaucht und meinen Ausweis sehen will. Es ist ein Polizeiwachtmeister mit ergrautem Haar, schmächtig gebaut, aber mit flinken Beinen. Er fragt mich, ob mir bewusst ist, was ich getan habe. Ich gebe das Vergehen zu, die durchgezogene weiße Linie überfahren zu haben, aber die Fragen hören nicht auf. Er macht sich Gedanken über den ziemlich großen weißen Sack, den ich in der Hand habe. Ich versuche seine Zweifel zu beschwichtigen und gebe zu, dass ich einige Bücher mit nach Hause nehme.

„Bücher? Was für Bücher?“

„Veröffentlichungen der Universität“, schwindele ich gewandt.

„Aber sehen Sie … da steht ja gar kein Preis drauf!“ (Veröffentlichungen des Samizdat sind nicht mit einem Preis versehen.)

Er blättert in dem Buch herum, auf der Suche nach dem Impressum des Verlags, dann schaut er auf:

„Die Bücher sind nicht von der Zensur freigegeben!“

„Ich wusste gar nicht, dass es in Ungarn eine Zensur gibt …“

„Aber natürlich – man nennt es nur anders!“

Es ist deutlich: Er ist nicht nur hartnäckig, er ist auch auf Zack. Ich spüre, dass er entschlossen ist, mich festzunehmen, aber nicht, bevor er nicht noch eine neue Taktik ausprobiert hat.

„Diese Bücher hier … die sind nicht durch irgendeinen Zufall von einem Lastwagen gefallen? Sagen Sie mir, wo Sie die herhaben, und wir vergessen die ganze Sache … also, ich bin jetzt sowieso außer Dienst …“

Bis jetzt war er hart und aggressiv; nun versucht er, weichherzig und einfach müde auszusehen, er will wissen, was er aus mir herauskriegen kann – irgendwas, das später gegen mich verwendet werden könnte. Ich sage ihm den Namen eines Verlags, den es nicht gibt, und erkläre ihm, dass bei Veröffentlichungen dieses Typs nie ein Impressum erscheint. Er glaubt mir nicht. […] Jedes meiner Worte ist verdächtig; mein zur Schau getragenes Selbstbewusstsein ist nutzlos: Er spürt es bis tief in seine Polizistenknochen, dass all das sehr verdächtig ist. Er tut nicht einfach nur seine Pflicht, er strebt nach Perfektion, er will den Fehler berichtigen, den ich, und das spürt er, gemacht habe. Als er meinen Ausweis sieht und feststellt, dass ich keine feste Arbeit habe, befeuert das seine Entschlossenheit aufs Neue. Er stellt sich hinter mich und bedeutet mir, dass ich losgehen soll. Seine Gesten und die jetzt gezeigte Ruppigkeit erinnern mich an den entschlossenen, aber ungeschickten französischen Filmpolizisten Louis de Funès; sein Straßentheater wirkt plötzlich wie ein Beweis dafür, dass das Leben die Kunst imitiert. Eine jämmerliche Parodie auf Orwell, gespielt von den Keystone Cops.

Wir gehen los. Ich gehe mit dem Sack auf dem Rücken vorneweg, während dieser Budapester Gendarm seinen Gummiknüppel liebkost. Das Zentrum der Stadt ist voller kleiner Polizeigefängnisse; das nächste ist nur ein paar Straßen entfernt. Ich warte am Schalter, während er einen Wagen anfordert, um mich ins Präsidium bringen zu lassen. Ich staune immer wieder, wie schäbig und ranzig diese offiziellen Fahrzeuge sind. Der Sack wird in den Kofferraum geschmissen und der Fahrer fragt mich, nur so, aus reiner Neugier:

„Wer ist der Autor? Ist doch nicht György Moldova oder Végh Antal[2], oder?"

Er erwartet keine Antwort, fragt aber dann, was der Inhalt des Sacks wert ist. Auf dem Präsidium ist der Polizeihauptmann verwirrt. „Was soll das alles?", fragt er und sieht mich an. Ihn befeuert nicht der gleiche Drang, der meinen Gendarm auszeichnet. Sichtlich gelangweilt blättert er das Buch durch. Er schickt mich vor die Tür seines Dienstzimmers, um zu telefonieren. Ich höre, wie er den Klappentext vorliest; die Verbindung muss wohl schlecht sein, denn man kann deutlich hören, wie er wiederholt:

2 Zähe, isolierte Individualisten, die – jeder auf sehr eigene Weise – reich und außerordentlich populär durch ihre aufmüpfigen Schriften geworden sind; daher werden sie beneidet und sind gleichermaßen suspekt. Ein Buch von Moldova mit dem satirischen Text „Hitler in Ungarn" wurde zurückgezogen und in den 1970er-Jahren eingestampft; Végh dagegen, der für sein Buch – ein niederschmetternder Bericht über den Niedergang des ungarischen Fußballs – keinen Verlag finden konnte, veröffentlichte und verkaufte es selbst und hatte phänomenalen Erfolg damit.

„Kundera ist die Galionsfigur der geistigen Erneuerungsbewegung in der Tschechoslowakei der 1960er-Jahre. Mit der Re-Stalinisierung wurde er in die Emigration gedrängt und lebt jetzt in Paris …“

Aus dem anderen Raum materialisiert sich plötzlich das Bild von Louis de Funès und spricht mich streng an: „Sie müssen uns jetzt wirklich sagen, wo Sie die Bücher herhaben.“

„Das sage ich nicht“, antworte ich und versuche kaum, mein Lächeln zu verbergen.

„Was meinen Sie damit, Sie sagen es nicht?“ Er starrt mich wütend an.

„Ich habe das Recht, Ihnen keine Antwort zu geben.“

„Ach ja?“, fragt er mit echtem Erstaunen in der Stimme. „Na schön, wie Sie wollen, dann machen wir es eben so“, sagt er. Er klingt beleidigt und knallt die Tür hinter sich zu. Anscheinend hat er von dieser Grundregel zum ersten Mal etwas gehört. Er geht zurück zu seiner Schreibmaschine und hackt verdrossen auf sie ein. Mit Sicherheit ist er besser über die Zensur informiert als über die Rechte derjenigen, die in Haft gehalten werden.

Ein Zigeunermädchen wird hereingebracht und setzt sich neben mich auf die Bank. Sie schluckt ihre Tränen hinunter und leugnet die Behauptung des Polizisten, über sie sei ein Aufenthaltsverbot verhängt worden, das sie aus der Hauptstadt verbanne. Als wir alleine sind, tröstet sie mich traurig: „Die lassen Sie sicher schneller raus als mich.“

Das Telefon klingelt im Zimmer des diensthabenden Polizeibeamten. Am anderen Ende der Leitung muss jemand Fragen stellen – in Bezug auf mein Buch, denn er fängt an zu lesen: „Ruzena zog ihren Bademantel aus …“.

Am anderen Ende wird offenbar um Wiederholung gebeten; noch einmal liest er den Abschnitt aus „Abschiedswalzer“ am Telefon vor.

Es ist jetzt fast zwei Uhr morgens. Er ruft mich hinein. Mit ausgebreiteten Armen erklärt er seine Ratlosigkeit:

„Ich kann einfach nicht feststellen, was für ein Roman das ist. Jedenfalls können Sie Ihren Sack nicht zurückbekommen. Aber natürlich können die Bücher hier auch nicht bleiben“, sagt er nachdenklich und beobachtet mein Gesicht; er will sehen, ob es irgendetwas preisgibt.

„Bestimmt wird sie jemand mitnehmen … sie sollten nicht hier bleiben …“, wiederholt er. Er spricht langsam und zögerlich.

„Rufen Sie doch die Leute von der Staatssicherheit in der Früh an“, schlage ich vor. „Ich hasse Zeitverschwendung.“

„Also, warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt?“, sagt er und sein Gesicht erhellt sich. Er ist dankbar für diese Hilfe. „Wir müssen die Bücher hier behalten, aber glauben Sie mir, das verstößt völlig gegen die Regeln. Verzeihen Sie bitte, dass wir Sie so lange aufgehalten haben.“ Er geleitet mich mit Entschuldigungen hinaus. Vielleicht macht er sich Sorgen, weil seine Männer ohne Befehl von oben gehandelt und vielleicht einen Fehler gemacht haben; vielleicht denkt er sogar, sie seien ins Fettnäpfchen getreten, indem sie einen der ihren eingebuchtet haben.

Einige Wochen später muss ich eine Strafe von 7000 Forint[3] zahlen, während Louis de Funès wahrscheinlich belobigt worden ist. Ich sehe ihn oft, wie er seiner Arbeit nachgeht, stets in einer fleckenlosen Uniform: Der selbstbeherrschte Sheriff des Bezirks, der nicht nur seine Pflicht tun, sondern auch selbst die Initiative ergreifen kann – insbesondere wenn es um einen vertrauten Teil seines Reviers geht, etwa um Literatur.

3 Etwas mehr als ein durchschnittlicher Monatslohn.